

Der deutsche Familienname Jele ist in den historischen Urkunden hauptsächlich in den Schreibweisen Jehle, Jelle, Jeli, Yelle und Yelli zu finden. Daneben ist der Name vereinzelt in der weiblichen Form Jelin nachgewiesen, die sich in einzelnen Familien als Familienname bis in die Gegenwart erhalten hat. Zu beachten ist, dass diese unterschiedlichen Formen auch innerhalb ein und derselben Familie vorkommen können, sodass die Schreibweise bei den Kindern von jener der Eltern – oder auch untereinander – verschieden sein kann. Jehle ist die im deutschen Sprachraum am häufigsten vorkommende Form.

Der Name Jele leitet sich von der althochdeutschen Koseform des Vornamens Ulrich »Üeli« ab, die sich ebenso in den alemannischen Dialekten erhalten hat. Jele kommt als Familienname auch in anderen Sprachen, wie z. B. dem Ungarischen, vor. Deren Herkunft ist jedoch zumeist eine andere.

I

Vom richtigen Zeitpunkt

ALLES HAT SEINE ZEIT«, war jener Ausspruch, den meine mir selbst erfundene Großmutter am häufigsten verwendete. Gemeint war damit, dass es für alles und jedes einen richtigen Zeitpunkt gibt. Die richtige Zeit, um mit der Schule zu beginnen, die richtige Zeit, diese wieder zu verlassen und ins Berufsleben zu wechseln, und schließlich die richtige Zeit, sich für seine Freunde zu entscheiden, seine Frau zu heiraten und Kinder in die Welt zu setzen. Mit einer solchen Vorgabe, und die eben begonnene Liste könnte endlos fortgeführt werden, bin ich groß geworden. Die Last dieser Liste auf meinen Schultern tragend.

Sehr bald schon musste ich erkennen, wie schwierig es ist, den richtigen Zeitpunkt überhaupt zu finden. Denn auf diesen bloß zu warten, bis er denn kommt, konnte ebenso die falsche Entscheidung sein, wie sich aufzumachen und diesen zu suchen. Wenn das Warten allein aber nicht genügte und ich zum Handeln gezwungen war, konnte dieses leicht schiefegehen. Und dann war der Zeitpunkt falsch gewählt. Das musste mir meine Großmutter, und schon gar nicht meine mir selbst erfundene, nicht lang und breit erklären. Ich wusste dann schon, wenn alles den Bach hinunter gegangen war, ich mich vor den Trümmern meines Handelns befand, dass dieser eine Satz jetzt folgen musste. Dann war ich eben zu spät in die

Schule gekommen, hatte diese möglicherweise zu früh verlassen und hätte dort länger verharren müssen, hätte den Beruf einfach zu früh ergriffen, anstatt älter zu werden und diesen zu einem späteren Zeitpunkt unter anderen Umständen anzugehen, hätte die falsche Frau am falschen Ort kennengelernt und dann, ja dann, hätten wir vielleicht auch irgendwie geartete Probleme mit unseren Kindern gehabt. Ich musste deshalb aber nicht traurig sein und Trübsal blasen, es war eben der Zeitpunkt, der nicht gepasst hatte. Die Schule, der Beruf, die Frau und die Kinder waren in dieser Welt schon in Ordnung, an ihnen war nichts auszusetzen, nur eben nicht gerade jetzt.

So, oder ganz so ähnlich ist es mir ergangen, als ich mich auf die Suche nach meiner Herkunft gemacht habe. Meine Eltern waren mir bekannt, meine Großeltern, wie ich nur zum Teil wusste, nicht. Denn es gab durchaus Großeltern, wenngleich diese nur am Papier die meinigen waren, nicht aber entsprechend den biologischen Vorgängen, die beim Menschen dazu führen, dass sie sich vermehren.

Viel mehr von meinem Unbewussten als von meinem Bewussten gesteuert stürzte ich mich in diese Aufgabe und immer dann, wenn es kein Vorwärts mehr gab und auch keines in Sichtweite lag, bediente ich mich dieses einen Ausspruchs und wartete, bis ein Weiterkommen möglich war. Dieses Warten konnte Stunden dauern, bis irgendein Onkel oder eine Tante ein Dokument fand, das mir weiterhalf. Es konnte Tage dauern, bis ich einen hilfreichen Rückruf erhielt, Wochen bis ich die eine Quelle ausfindig machen konnte, die den Fortgang der Familie festhielt oder Jahre, bis diese Quelle inmitten unzähliger anderer aufgefunden wurde. Und einmal konnte sie auch einige Jahrzehnte andauern, bis jemand starb, der zu Lebzeiten aufgrund unklarer Verhältnisse nicht auffindbar ge-

wesen war, mit seinem Ableben aber dokumentiert wurde, wo er sich aufgehalten hatte und die im Dunkel gebliebenen Umstände plötzlich und wie selbstverständlich aufgeklärt werden konnten.

Dagegen konnte ich nichts machen, so sehr ich mich auch bemühte, meine Gehirnzellen anstrenge, mein Gewissen marterte und anderen mit meiner Neugierde zur Last fiel. Es war einfach so und es war mir eine wichtige Lehre im Leben. Die Dinge so zu nehmen, wie sie sind und nicht so zu wünschen, wie sie vielleicht nie sein können.

Wer sich auf die Suche nach seinen Vorfahren macht, der sollte sich warm anziehen. Dieser Umstand wurde mir rasch klar, denn die Suche nach dem Unbekannten in der eigenen Vergangenheit ist keine, die nur zutage bringt, was man sich erhofft. Allzu gerne wünscht man sich, einen weiland berühmten Urahn ausfindig zu machen, mit einer Familie verwandt zu sein, die in ihrer Vergangenheit auf eine Vielzahl an ruhmreichen Wappenbriefen verweisen kann oder gar die bislang unbekannte Verwandtschaft zu bedeutenden Herrschaften der Gegenwart zu entdecken. All dies klingt äußerst verlockend und wirkt motivierend, wenn man sich auf Reisen begibt, die einen nur allzu oft zu schlecht erhaltenen Urkunden, Namensverzeichnissen, Geburten- und Sterbebüchern führen, deren Entzifferung nicht in jedem Fall binnen weniger Stunden oder gar Minuten zu bewältigen ist.

Letztlich findet sich in den historischen Zeugnissen häufig wenig Ruhmreiches. Vielmehr wird erkennbar, wie schwierig und kraftraubend so manches Leben verlaufen sein muss. Nicht Glanz und Glorie überwiegen in den Familiengeschichten, dafür oftmals Krankheit, ein früher Tod, Erfolglosigkeit und Armut.